
*Susan Neiman***Rawls¹**

Rawls Tod war so gnädig, wie der Tod sein kann. Er kam im reifen Alter, und ging dann schnell: er starb zuhause, neben der Frau, mit der er liebevoll Leben und Arbeit ein halbes Jahrhundert teilte. Der Tod kam schnell, nach langer Ankündigung; seit sieben Jahren war Rawls krank, geschwächt durch eine Serie von Schlaganfällen. Einerseits hieß es, dass uns – seinen Schülerinnen, Freunden, Kolleginnen – Zeit blieb, um uns zu verabschieden. Die kurze Reise zu seinem Haus in Lexington, wo die amerikanische Revolution anfang, wurde zur Gewohnheit für so manche, die die Ostküste entlang fuhren. Rawls freute sich über jeden Besuch, verfolgte das Leben seiner Schüler mit einem Interesse, das die Bezeichnung „Doktorvater“ tatsächlich rechtfertigte: konnte ein Schüler, eine Schülerin ein neues Buch oder ein neues Kind vorzeigen, war seine Freude sichtlich groß. Wie gute Eltern wusste er, uns zu versichern, dass unser Wohl auch sein Wohl bedeutete. Andererseits merkte man, dass die Besuche ihn anstrengten: bei Tee und Kekes auf seiner Veranda musste man wahrnehmen, dass er den Gesprächen der anderen zwar gern folgte, selbst aber nicht mehr mithalten konnte. Man freute sich über den langen Abschied, konnte nicht zu sehr trauern, dass er langsam sein Ende nahm. Der Tod kam dann als ein würdiger Schluss zu einem Leben, das eigentlich alles verband, was das Leben zu bieten hat: im relativ jungen Alter von 50 wurde sein Werk unter die Klassiker eingereiht, sein wichtigstes Buch beeinflusste das internationale Denken weit über sein Fach hinaus, und sein Einfluss als Lehrer war fast genau so groß. Rawls selbst schrieb relativ wenig, zum Teil weil er sich der Lehre widmete. Was ihn umtrieb, war der Wunsch, seine Vorlesungen zu vollenden: nie war er ganz zufrieden mit seinem eigenen Verständnis der großen Philosophen, und er versuchte immer wieder, sie endlich angemessen darzustellen. Dies wurde natürlich durch ein Universitätssystem ermöglicht, das die stetige Verbesserung eines Vorlesungszyklus tatsächlich begrüßte, anstatt zu erwarten, dass er jedes Semester etwas Neues anbot. Aber über alle Bildungssysteme hinaus war sein Engagement für seine Studenten legendär. Besonders betont wird dabei immer wieder die Tatsache, dass Rawls den Anteil der Philosophinnen vervielfachte.

¹ Bei dem vorliegenden Text handelt es sich um den leicht veränderten einführenden Beitrag zum Symposium „In memoriam John Rawls“, das am 19. 2. 2003 am Einstein Forum Potsdam unter der Leitung der Direktorin des Einstein Forums, Susan Neiman stattfand.

Zu einer Zeit, wo es kaum Philosophinnen gab, geschah das, ohne dass wir es merkten: ohne ein Wort über den Feminismus, hat Rawls einfach alle Studentinnen und Studenten so behandelt, als ob er hinter einem Schleier des Nicht-Wissens stehen würde – scheinbar merkte er einfach nicht, wer Mann oder Frau war.

Also: Scharen von dankbaren Studenten im Inland wie auch Bewunderer im Ausland, und dazu die Anerkennung, dass Rawls nicht nur ein Moralphilosoph besonderer Art war, sondern ein moralischer Mensch besonderer Art. Als der Harvard Psychologe Lawrence Kohlberg die moralische Entwicklung des Menschen in Stufen einteilen wollte, gab er zu, dass kaum jemand seine höchste Stufe auch nur ansatzweise erreicht hatte, abgesehen von John Rawls, der tatsächlich sein Leben nach den Kriterien führte, die er entwickelt hatte: gerecht bis ins kleinste Detail, ohne ein Spur von Selbstgerechtigkeit. Obwohl schüchtern, zog sich Rawls nicht aus dem Leben zurück. Wer gesehen hat, wie er mit Kellnerinnen scherzte, wusste, dass er nicht nur mit Philosophen umgehen konnte. Alles in allem: Erfolg im Beruf, wie er selten jemand vergönnt ist, dazu ein glücklicher Familienvater mit vier Kindern, geschätzt von jedem Menschen, der ihm begegnete – was kann man eigentlich mehr erhoffen? Rawls hatte sowohl das Leben wie auch den Tod, die er verdiente, im Blick darauf kann man sich nur freuen.

Gerade dies hätte Rawls abgestritten, und dies nicht weil die Bescheidenheit ein besondere persönliche Macke war. (Das war sie auch, worauf ich zurückkommen werde.) So meint seine Witwe, es sei ein Glück, dass er die vielen Nachrufe nicht habe erleben müssen. Für sie seien sie zwar ein Trost, für ihn wären sie aber nur peinlich gewesen. Rawls war persönlich, aber auch metaphysisch bescheiden, denn die Frage des Verdienstes wurde zentral für sein Werk.

Wer ein guter Mensch ist, hat ein Recht auf ein gutes Leben; Tugend und Glückseligkeit sollen in Proportion zueinander stehen. Dieser Grundsatz, so Kant, beflügelt unser moralisches Denken und Handeln; man könnte sie auf den Satz des zureichenden Grundes zurückführen – und der damit nicht nur zu den Grundsätzen der Ethik gehört, sondern zu denen der Metaphysik, wie auch das Denken schlechthin. Rawls würde ihm prinzipiell zustimmen, gleichzeitig war er sich bewusst wie kein anderer, wie oft er nicht zutrifft und wie weit er oft verfehlt wird. Dass mein Glück nicht davon abhängt, welchem Stand oder welcher Religion meine Eltern angehören, sollte die französische Revolution gesichert haben. Die Sozialdemokratie will dafür bürgen, dass auch ihr Einkommen eine geringe Rolle für meine Lebenschancen spielt; und erst seit kurzem gilt, dass auch mein Geschlecht nicht über mein zukünftiges Glück ent-

scheiden soll. Diese Grundsätze sind alles andere als verwirklicht, vor allem wenn man ihre globale Verbreitung betrachtet; doch als Forderungen wird ihnen längst gelangweilt zugestimmt.

Rawls machte ein langweiliges Lippenbekenntnis der linksliberalen Gesellschaft wieder höchst lebendig. Erstens zeigte er, wie wenig diese Bekenntnisse ernst genommen werden, und zwar mit einem Gedankenexperiment, das jedes Kind nachvollziehen könnte. Zweitens fragte er weiter: Was habe ich eigentlich verdient? Das, was ich durch Klugheit erreiche, ist kein Verdienst, denn Intelligenz wird nicht weniger willkürlich als Vermögen verteilt. Eine Gesellschaft könnte genauso gut diejenigen belohnen, die mit der Fähigkeit geboren werden, immer harmonisch zu singen. Selbst Fleiß ist eine Eigenschaft, zu der ich nicht von alleine komme, genau wie bestimmte Voraussetzungen des Mutes: Bereitschaft zum Risiko gehört zum Wesen bestimmter Charaktere, zu anderen nicht. Angesichts der Willkür, mit der die Natur uns ausstattet, bleibt der Gerechtigkeit eine Aufgabe: die Ungerechtigkeit der Welt nicht nachzumachen, oder schweigend hinzunehmen, sondern aktiv gegen sie zu kämpfen.

Dabei nahm sich Rawls nicht weniger vor, als die Grundwerte der französischen Revolution miteinander zu versöhnen, und dabei die Risse, die durch die Politik des 20. Jahrhunderts gingen, zu heilen. Wenn man sowohl Freiheit als auch Gerechtigkeit zum Zuge kommen lasse, meinte er, würde auch die Brüderlichkeit und Schwesterlichkeit folgen. Aber selbst für einen, der bereit ist, die Brüderlichkeit noch etwas warten zu lassen, wird die Vereinbarkeit der ersten beiden keine leichte Aufgabe. Die Kämpfe des 20. Jahrhunderts sind auch Kämpfe darum, ob die wahre Gerechtigkeit eher durch Verletzungen der Freiheit oder eher durch Verletzungen der Gleichheit zerstört wurde. Der Liberalismus hatte nichts gegen Gleichheit, aber die Freiheit stand mit Abstand an erster Stelle; Sozialismus war ja prinzipiell doch immer auf wirkliche Freiheit gerichtet, aber ohne Gleichheit an erster Stelle wurde die Freiheit selbst zur Ungerechtigkeit. Rawls entwarf ein System, in dem – wenigstens theoretisch – beide Werte als Grundwerte einer guten Gesellschaft – sein „Well-ordered society“ – zugrunde liegen.

Dass sein System sofort so viel Resonanz fand, lag auch an der Zeit. Rawls selbst nannte einmal die Lücke, die in der Zeit des Viet Nam Kriegs entstand, als Grund für den Erfolg seines Werkes, aber da war er, wie immer, zu bescheiden. Nach dem zweiten Weltkrieg lag die Philosophie in Scherben, und dies international. Nur die kritische Theorie hat das Ausmaß des Desasters erkannt, und die Frage des neuen Anfangs ging ihr wohl zu nah. Die von Heidegger beeinflussten Philosophen, ob hier oder in Frankreich, suchten Zuflucht im Zeitlosen – von der Antike hergesehen, sind zwölf Jahre ja eine Kleinigkeit des

Daseins. Die analytische Philosophie fing gar nicht erst an, die Zivilisationsbrüche anzuschauen: hatte doch Wittgenstein gesagt, wovon man nicht sprechen könne, darüber soll man schweigen. Über Beispiele wie Austins (Wenn ich Deinen Esel aus Versehen erschieße, bin ich dafür verantwortlich?) ließ sich gut im Oxford Common Room reden. Worauf es gerade angekommen war (Wenn ich Deine Deportation stillschweigend hinnehme, bin ich dafür verantwortlich?) konnte man schlecht bei dem fabelhaften Portwein diskutieren.

Rawls kam gut aus im Oxford Common Room, wo er unter Anderem bei Gilbert Ryle studierte, und mit seinen analytischen Begabungen stand er kaum jemandem nach. Ihn trieb aber etwas anderes. Im Nachhinein sieht man die biographischen Anhaltspunkte: die Brüder, die an jenen Kinderkrankheiten starben, die Rawls nicht trafen, die Zeit im Weltkrieg, wo er als Soldat im Pazifik möglicherweise nur den Krieg überlebte, weil Hiroshima eine Invasion Japans unnötig gemacht hat. Über persönliche Hintergründe sprach er nie – nicht einmal zum 50. Jahrestag Hiroshimas, wo er auf Drängen von Michael Walzer für dessen Zeitschrift *Dissent* einen trockenen, analytisch argumentierenden Artikel gegen die Atombombe verfasste. Er weigerte sich trotz alle Bitten, auch nur andeuten zu lassen, dass seine Argumente auch dann gültig gewesen wären, hätte er nicht gelebt, um sie vorlegen zu können – kein biographisches Wort durfte gedruckt werden. In solche Sachen war sein Vorbild der Oxforder Moralphilosoph Henry Sidgwick – doch seine Menschenkenntnis war scharf, und er wusste, wenn einer seinen Geschmack nicht teilte. Als Assistentin hatte ich ein wenig gelitten, als ich den Studenten die peniblen Ausführungen Sidgewicks erläutern musste. „Du findest Sidgewick wahrscheinlich stinklangweilig,“ sagt er mir, „Als ob er das ganze Leben ausquetscht.“ Als ich ertappt und erschrocken nickte, fuhr Rawls fort: „Manchmal fühlt man sehr viel, aber man kann es doch nicht in seinen Büchern ausdrücken.“

Hätte er doch tun müssen – wenn nicht die eigene Gefühle, dann doch die eigenen Gedanken mehr zum Ausdruck bringen. Da wurde Bescheidenheit zur Macke. Erst sehr spät deutete er an, wie tief die Ereignisse seines Jahrhunderts ihn prägten. Bis zum *Law of Peoples* – sein letztes, nicht sehr umfangreiches Buch, und mit Ausnahme des kleinen Hiroshima-Aufsatzes – waren die einzigen historischen Ereignisse, die in seinem Werk vorkamen, die Religionskriege des 17. Jahrhunderts. (Obwohl, note bene – wer das, wie ich, anachronistisch fand, wurde spätestens am 11. 9. 01 eines Besseren belehrt.) Wie viel er sonst wusste, erfuhren wir spät. Im Sommer 94 fragte er, was ich nach Abschluss meines Kant Buches nun vorhabe. Ich schrieb gerade einen Aufsatz über den in Amerika fast unbekanntes Jean Amery, und antwortete verlegen: ich wisse nicht warum, aber die Deutsch-Jüdische Tragödie, die wir Auschwitz

nennen, lasse mich einfach nicht los. Wir verließen das Restaurant und gingen zur nächsten Buchhandlung, wo Rawls die letzten Exemplare von „Jenseits von Schuld und Sühne“ kaufte, denn vorher erstaunte er mich mit der Behauptung: „Natürlich lässt es Dich nicht los, das ist doch das Problem des 20. Jahrhunderts.“ Danach verriet er, wie lange und wie viel ihn das Thema beschäftigte: der Charakter Oscar Schindlers beweise die Vorzüge der kantischen Ethik gegenüber der aristotelischen, diese Biographie Hitlers halte er für tief greifend, jenes Geschichtsbuch fand er dagegen banal. Von Hause aus war Rawls weder besonders mit Juden noch mit Deutschland beschäftigt, und seine Ausführungen machten mich dann weniger verlegen: Warum, fragte ich, spielten solche Themen in seiner Vorlesungen und Schriften keine Rolle? Sollte er nicht anfangen, darüber zu schreiben? Da zog er sich sofort zurück: das kann ich doch nicht, seufzte er, ich verstehe das alles viel zu wenig.

Bescheidenheit als Macke, als Falle. Die Arbeit blieb praxisfern, seine Gerechtigkeitstheorie stellt nichts als ein Idealtyp dar, wie er selber nicht müde wurde zu betonen. Doch Amerika hat den größten Moralphilosophen, den es jemals hervorbrachte, dringend gebraucht. Er hätte sich in die Politik einmischen müssen – auf die Gefahr hin, dass er etwas *nicht* ganz verstand, und demnach auch Fehler machte. Die Überwindung seiner Angst, diese Gefahr zu laufen, könnte ein Beispiel von dem sein, was es heißt, Verantwortung zu übernehmen – wie uns jüngst Dieter Simon brillant belehrte. Davon bin ich überzeugt, obwohl ich weiß, dass Europa und Amerika sich auch dadurch unterscheiden, dass das Einmischen der Intellektuellen ganz anders erwünscht ist. Habermas kann sich vor Bitten, noch ein Feuilleton zu schreiben, gerade noch retten. Als Rawls vor kurzem einen Leserbrief an die New York Times schrieb, um gegen die Behauptung zu protestieren, dass Hiroshima der Ehre Harry Trumans keinen Schaden zugefügt habe, wurde der Brief zurückgeschickt. Vermutlich wusste der zuständige Redakteur gar nicht, wer der international als *der* politische Philosoph des Jahrhunderts anerkannte Autor war. So freuten wir uns im Elfenbeinturm Harvard, dass seine Arbeit anderswo eine Wirkung fand: als Inspiration zur Revolution in einem Südafrika, wo jeder andere Text als marxistisch-nahe verboten war; oder auch neulich hier im Einstein Forum, wo Will Hutton, ehemaliger Guardian-Herausgeber, Rawls' Theorie als Fundament einer visionären Sozialdemokratie pries, die Europa zusammenbinden könnte.

Ich will kurz noch zwei Bereiche erwähnen, in denen Rawls Einfluss bedeutend bleiben wird. Der eine betrifft die Geschichte der Philosophie. Seine Vorlesungen über die Philosophiegeschichte, herausgegeben von Barbara Herman, bieten nur einen kleinen Einblick. (Dass er selber wusste, dass die Vor-

lesungen nicht vollendet waren, führte ihn jahrelang dazu, alle Veröffentlichungsvorschläge abzuwehren. Herman hat ihn endlich zur Veröffentlichung bewegt, aber nur mit einem rawls'schen Argument: es sei ungerecht, die Vorlesungen nur den Harvard-Studierenden und deren Freunden zugänglich zu machen, die sie längst in Notiz- und Manuskriptform zirkulieren lassen.) Vor Rawls hatte die Philosophiegeschichte für die analytische Philosophie fast keinen Wert, nicht einmal einen pädagogischen. Wer philosophieren kann – so die gängige Haltung –, der tut es, wer keine Lust oder Begabung spürt, selber zu denken, begnüge sich mit den Gedanken der toten Ahnen. Selbst in Deutschland blieb, trotz hervorragender Gegenbeispiele, die Trennung zwischen systematischer Philosophie und Philosophiegeschichte als Prinzip bewahrt. Vielleicht weil er, tief von Wittgenstein beeinflusst, nie an die Möglichkeit eines philosophischen Systems glaubte, konnte Rawls diese Trennung nicht ernst nehmen. Obwohl er alles andere als charismatisch wirkte, waren seine Auseinandersetzungen mit Locke, Rousseau, und Hobbes, und vor allem mit Kant so spannend, dass er das tat, was Arendt bei Heidegger anpries: tote Texte zum Leben erwecken. Wie sollte man, meinte Rawls, sonst philosophieren? Sein Lieblingszitat von Kant kam aus der *Kritik der reinen Vernunft*:

„Man kann keine Philosophie lernen; denn wo ist sie, wer hat sie im Besitze, und woran lässt sie sich erkennen? Man kann nur philosophieren lernen, d. das Talent der Vernunft in der Befolgung ihrer allgemeinen Prinzipien an gewissen vorhandenen Versuchen üben, doch immer mit Vorbehalt des Rechts der Vernunft, jene selbst in ihren Quellen zu untersuchen und zu bestätigen, oder zu verwerfen.“ (A838)

Die Verbundenheit der Systematik mit der Geschichte zeigt sich am besten im Herzen der *Theorie der Gerechtigkeit*, wo er eine kantische Interpretation seines berühmten Gedankenexperimentes liefert, die gleichzeitig die brillianteste Interpretation von Kants noumenaler Welt ist, die ich kenne. Unsere geistigen Fähigkeiten sind sowenig unser Verdienst wie unsere solideren Erbschaften; unsere Neigungen zur Ästhetik oder Askese gehören sowenig zu unserem moralischen Charakter, wie unsere Bereitschaft, alles aufs Spiel zu setzen – oder nichts. Wenn wir eine gerechte Gesellschaft entwerfen wollen, sollen wir daher von alledem abstrahieren: dann würden wir von dem Standpunkt aus handeln, den Kant als noumenale Welt beschrieb. Der kategorische Imperativ, den Kant als Ausdruck absoluter Freiheit sah, wird als Rawls Ursprungsposition nicht mehr transzendent, im Sinn von Metaphysik, aber durchaus realisierbar als Entscheidung.

„Thus men exhibit their freedom, their independence from the contingencies of nature and society, by acting in ways they would acknowledge in the original position.“

Und doch ist es auch metaphysisch, so sehr Rawls, zutiefst beeinflusst von Wittgenstein und Wittgensteinianern, sich dagegen sträubte. War die Abschaffung der Kontingenz – genauer gesagt, die Wirkungen der Kontingenz – Hauptziel seiner früheren Arbeit, so war die Versöhnung der Vernunft mit der Wirklichkeit ausdrücklich Ziel seines Spätwerks. Metaphysischer kann es eigentlich kaum werden, und in der Verbindung der Metaphysik mit der Ethik – mit Unterschieden, mit Einschränkungen, und trotzdem eine Verbindung – wird möglicherweise ein Großteil seiner Resonanz und seiner Bedeutung liegen. Sein letztes Buch bezog sich mehrmals auf Hegel: politische Philosophie muss uns mit der sozialen Welt versöhnen, in dem sie zeigt, dass deren Institutionen vernünftig sein können. Dabei vergaß er nicht die Warnung von Marx: Versöhnung darf nicht ideologisch sein, die Möglichkeit einer vernünftigen Welt darf uns nicht über ihre Abwesenheit hinwegtäuschen. Doch ohne die Hoffnung auf diese Möglichkeit, meinte Rawls, müsste man sich fragen, ob das Leben einen Sinn hat. Seine Hoffnung war, dass seine Arbeit zeigt, dass eine realistische Utopie zwar ein Oxymoron sei, aber keine Unmöglichkeit. In einer realistischen Utopie können die größten Übel der Menschheitsgeschichte – Kriege und Unterdrückung, Armut und Massenmord – durch politische Mittel beseitigt werden. Die Feststellung dieser Möglichkeit sollte die Gefahren der Resignation und des Zynismus bannen – damit wir fähig bleiben, daraufhin zu arbeiten.

Eine bescheidene Hoffnung, doch Hoffnung genug. Er hätte heftig bestritten, dass er sein Leben und seinen Tod verdiente, und trotzdem hätte er sich auch im Stillen darüber gefreut, wenn man sich an ihm ein Beispiel nimmt. Ich schließe mit einem Zitat, und diesmal weder von Kant noch von Rawls, sondern von Bob Dylan – dessen Werke Rawls kannte und schätzte wie ich auch. Das stellten wir zufällig bei einem Colloquium in Memphis fest, dessen Abendessen wir dann dazu nutzten, Dylan-Zitate auszutauschen. Damals beschäftigte mich ein Dylan-Lied, das über die Beziehung zwischen Freiheit und Wahrheit spekulierte, und ich fragte Rawls, was er davon hielte. „Nicht schlecht“, meinte er, „Aber mein Lieblingszitat von Dylan war immer ein anderes: He not busy being born is busy dying.“ Es könnte Rawls als Epitaph dienen: bis zu seinem Tod, auch in der Bescheidenheit, war er immer damit beschäftigt, geboren zu werden.